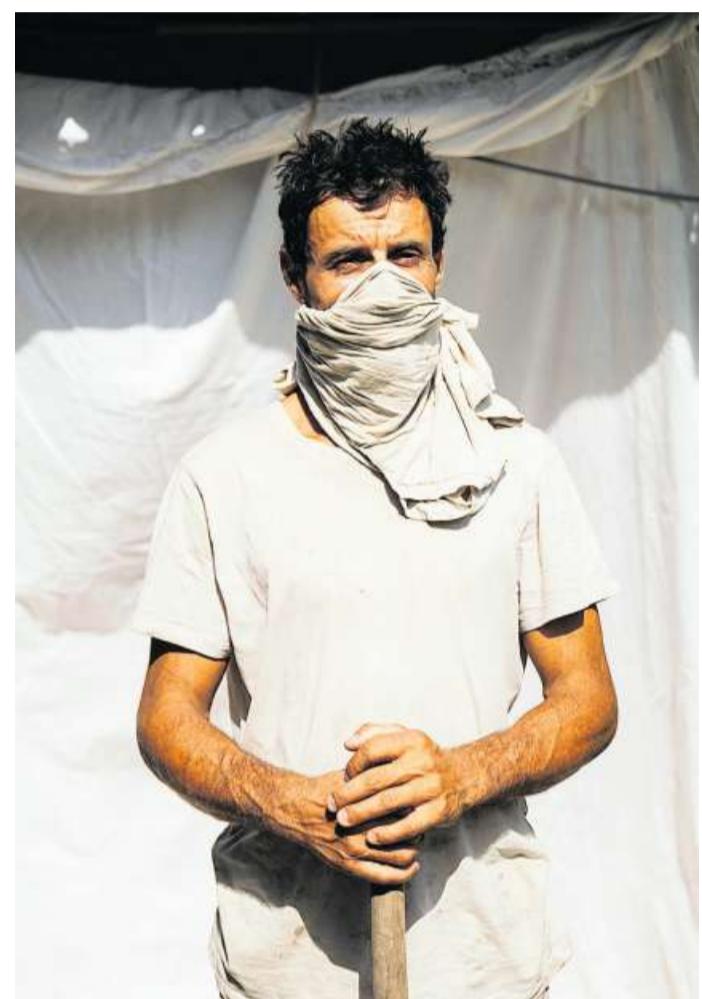


Die wilden Feuerwehrleute von Sizilien

Eben sind in Südalitalien wieder Brände ausgebrochen. Weil auf den Staat wenig Verlass ist, kämpfen vielerorts Bürgerwehren mit selbst gebasteltem Werkzeug gegen die Flammen. Von Anna Dotti (Text), Roselena Ramistella (Bilder)



Ein altes Tuch als Rauchschutz.



Ein Wasserrucksack mit Spritzpistole soll das Feuer eindämmen.



Eine Art Wischmopp hilft, den Brand zu ersticken.

R auch steigt auf gegen den blauen Himmel. Das trockene Gras am Rand einer Landstrasse zwischen Syrakus und Ragusa steht in Flammen. Zwischen den mannhohen Stauden arbeiten zwei Männer. Das Feuer um sie herum breitet sich auf dem unbebauten Gelände schnell aus, angefacht vom Wind.

Keine feuerfeste Ausrüstung; nur Jeans, langärmlige Hemden, Atemschutzmasken, Sonnenhüte und Hüte – das ist der einzige Schutz, den die Männer gegen den noch überschaubaren Buschbrand tragen. Einer schlägt mit einer Art selbstgebautem Wischmopp auf das brennende Unkraut ein. Der andere trägt einen Rucksack mit einem Wassertank auf den Schultern und spritzt in die Flammen. Der Mann mit dem Wassertank heißt Romero Leone. Er ist vierzig Jahre alt, Vater von drei Kindern, Bauer. Und illegal tätiger Feuerwehrmann in Sizilien.

Die Insel steht wieder in Flammen. Feuer fressen sich durch Wälder, Felder, Hügel. Eine Naturkatastrophe, die die Existenz der Menschen auf der Insel bedroht. Der italienische Staat reagiert zu langsam, besonders in diesen abgelegenen Regionen. Die Infrastruktur für den Brandschutz und das Löschen der Feuer ist mangelhaft, Feuerwehren sind unterbesetzt.

Keiner, der löschen kommt

Gemeinsam mit Nachbarn und Freunden hat Romero Leone deshalb die Bürgerbewegung MAI gegründet. MAI steht für Movimento Antincendio Ibleo, die Bewegung zur Brandbekämpfung in der Region Ibleo. Leone und seine Mitstreiter kämpfen gegen die Verwüstung, für ihre eigene Sicherheit, für eine Zukunft für ihre Heimat in den Monti Iblei. Sie fahren zu Bränden, die sonst niemand löscht.

Nach etwa einer Dreiviertelstunde haben die beiden Männer das Feuer an der Landstrasse bezwungen. «Wir machen immer nur das Mögliche», sagt Leone. Retten können sie brennende Bäume oft nicht, dafür haben sie zu wenig Wasser und zu wenig Wasserdruk. Sie ziehen die Masken vom Gesicht und stecken die Handschuhe in die Hosentaschen. Kaum haben sie etwas Wasser getrunken, müssen sie auch schon

wieder weiter zum nächsten Brand. Mitglieder der Bürgerbewegung MAI haben ihn gemeldet. Also fahren sie zum nächsten Feuer und löschen es. Als der dritte Anruf an diesem Tag kommt, muss Leone passen. Seine eigentliche Arbeit ruft, seine Plantagen und die Familie. Leone und die anderen Männer löschen ehrenamtlich, Tag für Tag. Es ist notwendig, obschon sie sich damit strafbar machen.

In Italien können die Feuerwehr oder Forstbehörden zwar auf freiwillige Helfer zurückgreifen. Diese müssen aber offiziell ausgebildet und anerkannt sein. Das sind die Aktivisten der Bewegung MAI nicht. Werden sie bei einem Brand der Feuerwehr entdeckt, droht ihnen eine bis zu dreimonatige Haftstrafe. Falls sie beschuldigt werden, die offiziellen Löschaktionen zu behindern, kann eine mehrjährige Haftstrafe die Folge sein. Trotzdem will Leone nicht Teil des offiziellen Systems sein. Aus Protest.

Ein paar Tage später zirpen die Zikaden auf dem Bauernhof von Romero Leones Familie. Von seinem Haus aus blickt man in ein weites Tal bis nach Avola, einer kleinen Stadt unten am Meer.

Die Insel steht in Flammen. Jahr für Jahr fressen sich im Sommer Feuer durch die Wälder, Felder, Hügel.



Die improvisierte Feuerwehr muss oft zu mehreren Brandherden täglich, um das Schlimmste zu verhindern.

Das heisst: bei den Tankwagen bleiben und auf die Flugzeuge warten. Hielten sie sich daran, könnten sie auch heute nicht mehr dort löschen, wo die Brände am häufigsten sind, also genau dort, wo die institutionellen Kräfte nicht hinkommen.

«Wilde Feuerwehr», so bezeichneten Leone und seine Mitstreiter sich selbst scherhaft, sagt er. Weil sie außerhalb des offiziellen Systems stehen, weil sie auf dem Land aufgewachsen sind – und ein bisschen wie Ziegen auf den Hügeln herumklettern. Leone und seine Mitstreiter wünschten sich auch von der Forstbehörde und der Feuerwehr, dass sie endlich von ihren Tankwagen wegkommen und – so wie sie – direkt auf die Feuer zugingen, um sie zu ersticken und mit Wasserrucksäcken zu löschen.

Mehr Helfer nötig

Wenn ein unbebautes Tal verbrennt, rückt die Verwüstung der Insel näher. Und wenn Plantagen verbrennen, ist die Existenzgrundlage der Menschen zerstört. Beides zu verhindern, sei Aufgabe des Staates, sagt Leone: «Warum schützt er uns nicht?» Schon jetzt leidet Sizilien unter dem Wegzug seiner Bewohner.

Sollte Leone nicht Politiker auf die Probleme hinweisen, damit mehr Geld in den Brandschutz fließt? Selber politischen Druck durch Lobbying zu erzeugen, ist nicht sein Stil. Er packt lieber an, engagiert sich von unten. «Zu einer Verwaltung, die sich nicht um die Umwelt und um die eigenen Bürger schert, will ich nicht gehören», sagt Leone.

Noch am selben Abend treffen sich etwa zwanzig Personen auf einem Campingplatz. Sie haben sich verabredet, um die derzeitige Lage zu besprechen und auf die Ausrüstung zu warten.

Es sind Männer und Frauen zwischen dreißig und fünfzig Jahren. Viele arbeiten im Tourismus, als Gastwirte oder sind wie Leone Landwirte. Sie alle waren schon von den Bränden betroffen: Sie wissen, in abgefallenen, verwüsteten Gebieten wachsen keine Pflanzen, und es kommen keine Touristen in die Ferien.

Unter Plinien überprüfen einige Männer und Frauen die Wasserrucksäcke, wechseln Schrauben und ölen die Metallteile der Spritzpistolen. Andere stellen neue feuerfeste Wischmopps her, indem sie aus Sicherheitsgurten Bänder schneiden und sie an alten Holzstielnen befestigen. Es herrscht für einige Zeit ein fröhliches Gewimmel.

Danach versammeln sich die Gruppe im Kreis auf Heuballen, und es wird ernster. Wie soll es weitergehen, wenn in den nächsten drei Jahren die Hälfte der Forstarbeiter auf der Insel in Rente geht? Dann werden noch weniger Leute anpacken. Einige wollen deshalb für die MAI-Bewegung auf Instagram werben: Sie brauchen weitere Mitstreiter. Bis jetzt zählt ihr Netzwerk über dreihundert Mitglieder.

Die Brandbekämpfer diskutieren fast drei Stunden lang. Sie suchen nicht nach grossen Lösungen, sondern nach kleinen, praktischen Ansätzen. So debattiert man über die Idee, die Pools in der Gegend mit mobilen Leitungen und Schläuchen auszustatten, um das Wasser im Brandfall nutzen zu können.

Darin liegt vielleicht die Stärke dieser kleinen Gemeinschaft. Sie wartet nicht auf die Wassertankwagen, die nie kommen werden. Sie handelt dort, wo sie kann.

GETTY



So verbeugt man sich korrekt. Ob das Ausländer auch so hinkommen?

Ich, höflich verachtet

In Japan liegt der Ausländeranteil bei nur drei Prozent. Trotzdem haben fremdenfeindliche Parteien stark zugelegt. Meine Erfahrung mit der japanischen Xenophobie. Von Felix Lill

Sie essen aber gut mit Stäbchen! Als ich diesen Satz zum ersten Mal hörte, war ich gerade nach Japan gezogen. Es war das Jahr 2012, und den Umgang mit Stäbchen kannte ich bis dahin nur von asiatischen Restaurants europäischer Städte, wo zur Not immer auch eine Gabel gereicht werden. Ich musste also ziemlich ungeschickt aussehen haben, als ich nun die Hölzer an die Rennennudeln kniff, damit sie nicht wieder zurück in die Schüssel fielen und mich vollkleckerten.

Null Toleranz gegen was? Ausländer fallen nämlich nicht durch Kriminalität auf. Vielleicht reden sie lauter als die Einheimischen oder nerven in U-Bahnen oder auf Schreingeländen, weil sie die Regeln der feinen Zurückhaltung nicht kennen.

Hinzu kommt, dass die in Japan lebenden Ausländer nur drei Prozent ausmachen. Wenn das

als weißer Mann werde ich dabei tendenziell mit mehr Respekt behandelt als jemand mit dunkler Haut. «Auf Chinesen und Südostasiaten schauen wir eher herab», sagte mir eine Diplomatieberaterin vor kurzem mit Bedauern in der Stimme. Das mag auch daran liegen, dass die japanische Gesellschaft soziale Anerkennung stark an den Job koppelt. Und während die im Land lebenden Südostasiaten oft auf Bautstellen und in Supermärkten arbeiten, findet man Europäer eher in Banktümern.

Bestimmt aber liegt es auch an der Geschichte des Landes. Als sich Japan ab den 1860er Jahren nach einer zweieinhalb Jahrhunderte währenden Abschottungsdoktrin wieder der Welt öffnete, schickte die Regierung ihre vermeintlich helstesten Köpfe nach Europa, damit die sich dort von den Kolonialmächten die besten Konzepte abgucken

würden. Mit dem neuen Wissen wurde Japan wenige Jahre später selbst Kolonialmacht, unterjochte Teile Chinas, Taiwan, Korea und einen Grossteil Südostasiens. In jener Ära gingen Internationalisierung und Rassismus Hand in Hand.

Heute ist es ähnlich: Inmitten des Arbeitskräftemangels begann sich Japan vor rund zehn Jahren erneut zu öffnen für Arbeitsmigration und Tourismus. Während über Jahrzehnte das Ideal der Homogenität gepolten hat, sich also alle im Land eher strengen Normen unterordnen sollten, um für soziale Harmonie zu sorgen, propagierte die Regierung zuletzt: Diversität.

Plötzlich ist das Café leer

Eine japanische Freundin berichtete mir, dass sie ihren Freund – einen Mann mit dunkler Hautfarbe – nun verlassen würde. Denn sie wolle ein Kind, mit einem Schwarzen gehe das aber nicht, weil das Kind dann nur Probleme hätte.

Als Mensch, der durch viele japanische Augen nicht wie ein Japaneer aussieht, wird man öfter einfach gemieden. Unzählige Male habe ich es erlebt, wie ich in öffentlichen Bädern wie Sentō oder Onsen ins Becken stieg und sehr kurze Zeit später niemand sonst mehr im Wasser war – obwohl ich jede der Baderegeln beachtet hatte.

Auch die konservative Liberaldemokratische Partei (LDP), die seit Jahren den Ministerpräsidenten stellt, stimmte in diesen Diskurs ein. Der Regierungschef Shigeru Ishiba versprach «Null illegale Einwanderung» und führte eine neue Be-